Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 424. **Donnerstag** den 21. August 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. August.

Der gestern bekannt gegebene Finalabschluß der Reichs-Hauptcasse kann nur den außerordentlich ungünstigen Eindruck verstärken, den der gegenwärtige **Stand der Reichsfinanzen** bereits auf Grund der vorläufig festgestellten Ergebnisse des Rechnungsjahres 1901 hervorrufen mußte. Es ist nur ein schwacher Trost, daß die endgiltigen Deficitsziffern hinter den schätzungsweisen Annahmen, welche die Reichsfinanzverwaltung im Februar d. J. nach den Decemberabschlüssen bekannt gab, um ein paar Millionen zurückgeblieben sind. Auf noch schwächeren Füßen steht der theoretisch allerdings infolge der verzwickten Gestaltung der Reichsfinanzen im Allgemeinen unanfechtbar kluge Hinweis, daß es im Reiche ein eigentliches Deficit nicht giebt und nicht geben kann, da die Maschinerie der Matricularbeiträge ohne Weiteres in Thätigkeit tritt, sobald und soweit eine Differenz zwischen den Einnahmen und Ausgaben sich herausstellt. Die Theorie kann aber nicht über die eminent praktische Thatsache hinweghelfen, daß nicht nur die dem Reiche verbleibenden ordentlichen Einnahmen, sondern auch die den Einzelstaaten zufallenden Ueberweisungssteuern um einen bedenklich hohen Betrag hinter dem Voranschlag für das abgelaufene Finanzjahr zurückgeblieben sind. Steigende Ausgaben und sinkende Einnahmen, das ist die Signatur der derzeitigen Finanzlage des Reiches. Dieses Gesammtbild wird auch durch die bei den Zöllen und der Tabaksteuer und einigen anderen Steuern gegenüber dem Etatssoll erzielte Mehreinnahme und das Mehrerträgniß einer einzigen Betriebsverwaltung, der Reichsdruckerei, sowie durch die Minderausgaben einzelner Verwaltungen nicht wesentlich verschoben. Gekennzeichnet wird die Situation durch den Einnahme-Ausfall bei den Stempelabgaben im Betrage von 29,5 Millionen Mark, bei der Post- und Telegraphenverwaltung im Betrage von 0,5 Millionen Mark (gegenüber einer Mehrausgabe von 9,8 Millionen Mark), bei der Verwaltung der Reichs-Eisenbahnen im Betrage von 9,5 Millionen Mark (gegenüber einer Mehrausgabe von 1,4 Millionen Mark), und bei der Zuckersteuer im Betrage von 5,2 Millionen Mark. Trotz des Mehraufkommens aus den Zöllen und der Tabaksteuer in Höhe von 15,8 Millionen Mark bleiben die den Einzelstaaten zustehenden Ueberweisungen um 15,2 Millionen Mark hinter dem im Etat vorgesehenen Betrage zurück, während der Fehlbetrag im eigenen Reichshaushalt sich auf 27,4 Millionen Mark beziffert. Da die Mehrausgaben die Summe von 21,0 Millionen Mark erreichen, so ergiebt sich ein Fehlbetrag von 48,4 Millionen Mark. Das ist indessen „euphemistisch" gerechnet; denn mit Fug und Recht ist auch das Manco der Ueberweisungen in Betracht zu ziehen, und dann ergiebt sich ein Reichsdeficit in Höhe von 63,6 Mill. Mark oder von rund 64 Mill. Mark. Daß Angesichts einer solchen Finanzlage des Reiches ernste Besorgnisse für die Zukunft wach werden müssen, ist selbstverständlich. Wie mögen die jetzt feststehenden Thatsachen die Politiker des Freisinns und des Centrums anmuthen, die, wie die Abgeordneten Richter und Müller (Fulda), noch im März vorigen Jahres sich über die „Verwendung der für das Finanzjahr 1901 zu erwartenden Ueberschüsse" die Köpfe zerbrachen! Die vom Reichstage nicht mehr vorgenommene Verabschiedung der lex Lieber für 1901 ist jetzt durch den Lauf der Dinge in einer Weise erfolgt, welche das Wiederauftauchen dieser lex für die nächste Zukunft wohl hintanhalten dürfte. Die erste Mahnung, welche sich aus der derzeitigen Sachlage ergiebt, ist die zu einer strengen Sparsamkeit. Noch sind die Schwierigkeiten, welche sich der Financirung des Etats für das laufende Finanzjahr entgegenstellten, in frischer Erinnerung. Die Ausgleichung des Etats ohne Zuschußanleihe wurde bekanntlich schließlich nur dadurch ermöglicht, daß die Einzelstaaten, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, sich freiwillig zur Uebernahme von 24 Millionen ungedeckter Matricularbeiträge erboten, und auch das reichte noch nicht. Es mußte noch hinsichtlich der Veranschlagung der Einnahmen aus den Zöllen zu einem höchst gewagten Experimente gegriffen werden, indem eine Erhöhung des Ansatzes um 12 Mill. Mark vorgenommen wurde. Wie wenig die letztere der Wirklichkeit entspricht, lehrt die Thatsache, daß schon das Ergebniß der ersten drei Monate des Finanzjahres auf ein Zurückbleiben der Ueberweisungssteuern um 7½ Mill. Mark hinter dem Etatsansatze schließen läßt. Aus den Aeußerungen der Regierungsvertreter in der Zolltarifcommission ist überdies bekannt, daß die Aufstellung und Financirung des nächstjährigen Etats „noch größere Sorge" bereitet und daß dieser Etat „voraussichtlich einen nur mit den allergrößten Schwierigkeiten zu deckenden Fehlbetrag ergeben wird." Es liegt uns fern, grau in grau zu malen, aber wir meinen doch, daß gespart werden muß, wo immer gespart werden kann. Daß dadurch das Gleichgewicht in den Reichsfinanzen erzielt wird, halten wir natürlich für ausgeschlossen. Ohne Erschließung neuer Einnahmequellen für das Reich wird das Deficit nicht zu beseitigen sein. Die problematischen Ergebnisse des neuen Zolltarifes schon jetzt in Rechnung zu stellen, ist aus verschiedenen Gründen nicht angängig. Andererseits können wir es nicht als unsere Aufgabe betrachten, der Regierung neue Steuerquellen nachzuweisen; wir zweifeln nicht daran, daß in dieser Richtung von der Reichsfinanzverwaltung nichts versäumt ist oder versäumt wird, um im gegebenen Augenblicke positive und festgegründete Vorschläge machen zu können. Nur Eines möchten wir betonen: eine Sanirung der Reichsfinanzen kann und darf nicht erfolgen ohne eine feste Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten, mit einem Worte, nicht ohne die Reichsfinanzreform! Mögen die Ansichten über die Mittel und Wege, wie eine solche Reform durchzuführen ist, heute noch weit auseinander gehen, der Grundgedanke drängt sich nachgerade allen politischen Richtungen, die an einem gedeihlichen Verhältnisse zwischen Reich und Einzelstaaten ein Interesse haben, mit zwingender Nothwendigkeit auf. Auch das ist eine Consequenz, die sich aus dem jetzigen Finanzabschluß der Reichshauptcasse ergiebt.

In München hat „man" es bekanntlich abgelehnt, die zwischen dem Kaiser und dem Prinz-Regenten Luitpold gewechselten Depeschen zu veröffentlichen. Warum, das wird heute von der Münchener „Allgem. Ztg." in einer augenscheinlich inspirirten und mit einer scharf geschliffenen, nach **Berlin** gerichteten Spitze versehenen Auslassung dargelegt:

„Auf Ansuchen in gleicher Dienstbeflissenheit wurde, wie wir den heute eingelaufenen amtlichen Nachrichten entnehmen, versetzt: Gymnasialrector Dr. Georg Ritter v. Orterer, Mitglied des Obersten Schulrathes, vom humanistischen Gymnasium in Eichstätt an das Luitpold-Gymnasium in München. Diese Versetzung ist, wie unsere Leser wissen, bereits vor einem halben Jahre beabsichtigt gewesen: und zwar darum, weil Herr Dr. v. Orterer ein tüchtiger Schulmann ist. Trotzdem ist sie nicht ohne politische Bedeutung. Die Versetzung ist vollzogen worden, nachdem die Kammer geschlossen war und der Rachefeldzug des Centrums gegen das Ministerium Crailsheim proclamirt worden ist. Auf die Eventualität hin, aus der durch das Auftreten des Kammercentrums hervorgerufenen Verbitterung möglicherweise der Schwäche geziehen zu werden, hat die also vom Centrum angegriffene Regierung ohne Zögern die von ihr früher schon in Aussicht genommene Versetzung, die zweifellos eine Anerkennung und Auszeichnung für Herrn Dr. v. Orterer involvirt, in Uebereinstimmung mit den Intentionen der Allerhöchsten Stelle vollzogen. Dieser Act bekundet eine staatsmännische Vornehmheit der Behandlung der persönlichen Momente in politischen Differenzen, die geeignet sein sollte, auf die Häupter der dunklen Inspiratoren, die jetzt in einer so maßlosen und untergeordneten Art gegen die Mitglieder des Staatsministeriums in der klerikalen Presse hetzen lassen, feurige Kohlen zu sammeln."

In München war also die Regierung „in Uebereinstimmung mit der Allerhöchsten Stelle" entschlossen, in „staatsmännischer Vornehmheit" bei der Behandlung der persönlichen Momente in politischen Differenzen auf die Häupter der klerikalen Kammermajorität „feurige Kohlen zu sammeln". In diesem Programm paßte natürlich die Veröffentlichung des Kaisertelegramms mit seiner Note für die Herren Orterer, Schädler, Heim und Consorten wie die Faust aufs Auge. Wie diese Veröffentlichung auf die klerikale Presse gewirkt, hat man bereits gesehen und erfährt es täglich aufs Neue. So schreibt das officielle Organ des bayerischen Centrums in seiner letzten Nummer:

„Das Centrum ist von dem Alb der Verbindung mit der Regierung gänzlich befreit. Seine Wähler begrüßen es mit Freuden; eine Wiederanknüpfung an diese Regierungspolitik ist zur Unmöglichkeit geworden. Nachdem noch das Kaisertelegramm mit seiner Kritik bayerischer Verhältnisse und des bayerischen Landtags bekannt geworden ist, ist jede Verhandlung auf dem Boden der bisherigen Regierungspolitik ausgeschlossen. Das Kaisertelegramm hat auch dem politisch Blinden die Augen geöffnet, um sehen zu können, daß Bayern mit einer Fortsetzung dieser Regierungspolitik an den Abgrund gerät."

Wird nun die „Anerkennung und Auszeichnung" für Herrn Dr. v. Orterer, das Sammeln feuriger Kohlen auf die übrigen klerikalen Häupter, die weitere Bekundung „staatsmännischer Vornehmheit" bei Behandlung der persönlichen Momente in politischen Differenzen und das demonstrative Zurschautragen dieser Vornehmheit die kampfbegierigen Klerikalen entwaffnen und sie empfänglich machen für „vornehme" Behandlung? Wir bezweifeln es um so mehr, als die klerikale bayerische Presse schon vor der Veröffentlichung des Depeschenwechsels ihre Unversöhnlichkeit bekundete. Wesentlich verschlechtert hat also diese Veröffentlichung die Lage der bayerischen Regierung nur insofern, als sie den bayerischen Klerikalen einen neuen und willkommenen Vorwand zum Angriffe giebt. Aber das ist schon beklagenswerth genug, ganz abgesehen davon, daß es für jeden Reichsfreund peinlich sein und in Berlin peinlich berühren muß, in einem der bayerischen Regierung so nahe stehenden Blatte wie die Münchener „Allgem. Ztg." gerade jetzt die mit den Intentionen der allerhöchsten Stelle übereinstimmende staatsmännische Vornehmheit der bayerischen Regierung demonstrativ gerühmt zu sehen.

Zu den mannigfachen Verkehrsprojecten für Südafrika, die noch während der Dauer des südafrikanischen Krieges in britischen Finanz- und Handelskreisen lebhaft erörtert worden sind, ist der Plan einer Eisenbahnverbindung hinzugetreten, die, wenn sie zur Ausführung gelangt, eine beträchtliche **Verkürzung des Seeweges nach Südafrika** mit sich bringen und die neugewonnenen britischen Colonien Transvaal und Oranjestaat unter wesentlich verbesserten Zeit- und Transportverhältnissen an den atlantischen Seeverkehr anschließen würde. Nachdem die ursprüngliche Absicht, als Ausgangspunct der projectirten Bahnstrecke die britische Walfisch-Bai anzunehmen und die Linie in nordöstlicher Richtung über Omaruru und Okuputa nach Tsumeb und von da bis Pretoria zu führen, sich in Folge der benachbarten deutschen Bahn Swakopmund-Windhoek als unzweckmäßig erwiesen zu haben scheint, haben sich die britischen Interessenten für Port Alexandra, in der portugiesischen Colonie Angola, als Küstenstation der projectirten Bahn entschieden, die dann in südlicher Richtung verlaufen und nach Ueberschreitung des Kunene, theilweise deutsches Gebiet berührend, in noch zu bestimmender Trace gleichfalls bis Tsumeb geführt werden soll. Die dadurch erreichbare Wegkürzung für Pretoria erscheint, da Port Alexandra um circa 2000 Kilometer Seeweg England näher liegt, als Capstadt, und annähernd gleich groß die Entfernung Port Alexandra-Pretoria auf der projectirten Bahnstrecke ist, immerhin beträchtlich, wenn man nicht nur die Ersparniß von 315 Kilometern Eisenbahn von Capstadt bis Pretoria, sondern auch die schnellere Beförderung auf dem Ueberlandwege in Rechnung zieht. Jedenfalls würde nach Verwirklichung des Port Alexandra-Tsumeb-Pretoria-Projectes die Hauptstadt des Transvaal von England aus auf schnellerem und näherem Wege zu erreichen sein, als Capstadt, während gegenwärtig die Verhältnisse umgekehrt liegen. Sprechen diese Erwägungen für die Zweckmäßigkeit der geplanten Anlagen, so besteht andererseits eine Reihe von erheblichen Bedenken, unter denen die Kostenfrage noch als die geringste Schwierigkeit bezeichnet werden darf. Zunächst sind die Verhandlungen zwischen der britischen und der deutschen Regierung, betreffend die Concessionirung der projectirten Route auf deutschem Gebiete, wie englische Blätter berichten, zwar in vollem Gange, aber noch nicht zum Abschlusse gelangt. Es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß das Unternehmen in Angriff genommen wird, bevor diese Seite der Sache völlig geklärt ist. Andererseits ist zu bedenken, daß der europäische Handelsverkehr nach Südafrika sich mehr und mehr dem kürzeren Transportwege zuwenden und so Capstadt zu Gunsten von Port Alexandra schädigen würde. Ob diese unerfreuliche Aussicht dem Unternehmen förderlich sein wird, ist sicherlich zweifelhaft; jedenfalls würden die Bewohner der Capcolonie mit einer solchen Durchkreuzung ihrer Interessen kaum einverstanden sein, und es darf daher angenommen werden, daß der Wunsch, die eben erst neu bekräftigte Einigkeit zwischen den Colonien und dem Mutterlande aufrecht zu erhalten, die vorläufige Zurückstellung des zweifellos bedeutsamen Projectes veranlassen wird.

Deutsches Reich.

\# **Berlin**, 20. August. Die königlichen Eisenbahndirectionen sind wiederholt angewiesen worden, die Bahnwirthe anzuhalten, daß sie auf den Bahnsteigen, wo nicht etwa Betriebsinteressen es ausschließen, während der wärmeren Jahreszeit Er-

---

Feuilleton.

Das Fräulein von Saint-Sauveur.

16] Roman von Gréville.

(Nachdruck verboten).

„Ich wollte, es wäre so", erwiderte Antoinette langsam und mit so ernstem Blick, daß ihr Vater darob ganz erstaunt war. „Aber bedenke nur, Papa, die arme Frau Régnier! Sie muß sich in einer recht peinlichen Lage befinden, daß sie Landry auf der Stelle zu sich beruft! Die Depesche langte heute Morgen an und wurde ihm während des ganzen Tages nachgeschickt. Er erhielt sie in dem Moment, da er vom Pferde stieg, und da ich mich in seiner Nähe befand, so beauftragte er mich damit, Dich von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen."

Der Marquis war nachdenklich geworden.

„Ich ginge auch hin", sagte er, „allein sie bedarf gewiß nicht unser Beider. Außerdem ist Landry ein erfahrener und geschickter Junge. Er ist also abgereist?"

„Noch dazu auf der Stelle, so daß er noch vor Anbruch des Tages anzulangen hofft, wenn er den Zug nicht versäumt."

„Arme Frau!" murmelte der Marquis, die Treppe vollends hinabsteigend. „Sie ist für einen Guerillakrieg nicht geschaffen."

Während dieses Zwiegespräches hatte sich Jehan gesagt: „Du hast einen Unsinn begangen, mein Freund; Du mußt jetzt trachten, Dich mit Tourneles wieder auf vertrauten Fuß zu setzen; denn sonst hast Du in diesem Lande keine Aussichten mehr."

Das Diner nahm einen glänzenden Verlauf, die darauf folgende Ballunterhaltung noch mehr; denn wenn die Jagdtheilnehmer auch ziemlich ermüdet waren und zum größten Theile den Whist dem Tanze vorzogen, so wurden sie von einem Schwarm junger Leute ersetzt, die bereit waren, zu flirten, zu tanzen und Rundtänze zu leiten.

Gegen zehn Uhr erschien Yolande in einer malvenfarbenen Toilette. Ihr einstiger Verehrer betrachtete sie aufmerksam, worauf sich sein Blick Antoinetten zuwendete, die weiß und elegant war wie eine Lilie. Nein, nein, zwischen diesen zwei Frauen bestand ein unüberbrückbarer Abgrund. Todesmuthig, und auch um der Grausamen zu beweisen, daß er ob ihrer Kälte mit nichten verzweifelt sei, beschäftigte sich der Poet fast ausschließlich mit Fräulein von Tourneles.

Die plötzliche Abreise Landry's hatte das Programm des Abends verdorben; denn er hätte den Cotillon leiten sollen. Da Frau von Orrnys unter den Junggesellen keinen sah, der ihn würdig hätte vertreten können, wendete sie sich mit einer bezüglichen Bitte an Herrn von Landois.

„Meinen Sie das im Ernst, verehrte Frau?" fragte dieser lachend. „Bedenken Sie doch, ein verheiratheter Mann und angehender Papa!"

„Dad ist wahr! Wo ist denn Ihre Frau?"

„Sie befindet sich in Gesellschaft der verschiedenen Mütter, um sich rechtzeitig eine gewisse Uebung anzueignen", gab er mit so herzlichem Lachen zur Antwort, daß Antoinette, die sich in der Nähe befand, nicht umhin konnte, gleichfalls zu lachen, obwohl sie seit ihrem Gespräch mit Jehan ihre Unbefangenheit noch nicht zurückerlangt hatte. Sie legte ihre Hand in die des Herrn von Landois und leitete mit ihm den Cotillon ein, die eigentliche Würze des Abends, wie er sich ausdrückte.

In einer der Figuren sah sie sich Yolande gegenüber. Gleich allen Tänzerinnen hielten sie einen mit Rosen geschmückten Bogen in der Hand, unter welchem die Tänzer der Reihe nach durchschreiten mußten. Auf ein Zeichen, welches Landois gab, wurden die Bogen gesenkt und zwei Tänzer von demselben festgehalten.

„Malvenfarben oder weiß?" fragte Yolande gebieterischen Tones zu Jehan gewendet, der durch einen boshaften Zufall als einer der Ersten von dem blumengeschmückten Ring gefangen worden war.

„Malvenfarben!" erwiderte er ohne Zögern und mit jenem verwegenen Ausdruck in den Augen, der Fräulein von Saint-Sauveur so tief verletzte.

Yolande bemächtigte sich ihrer Beute und entführte sie in stürmischem Walzertempo, das gar nicht vorgeschrieben war. Antoinette dagegen drehte sich der Form wegen drei- oder viermal mit Herrn von Landois im Kreise. Noch eine volle Stunde sah Jehan sie inmitten von Blumen, Glöckchen, Bändern, Schleifen und anderen sinnreichen Dingen, die die unentbehrlichen Begleiter der Cotillontänze sind; wie überall, entwickelte sie auch hierin eine außerordentliche Anmuth, und lächelnd, mit liebenswürdiger Miene, kam sie ihren Pflichten nach, als wären es lauter geheiligte Gebräuche. Kein unmuthiger Zug verdüsterte die strahlende Schönheit ihres Gesichts. Jehan hatte es ganz richtig erkannt: sie Beide gehörten nicht den gleichen Gesellschaftskreisen an.

Als sich die Paare in den Speisesaal begaben, um das Souper einzunehmen, sagte Landois zu Antoinette, die er am Arme führte:

„Sie werden mir doch verzeihen, wenn ich Sie für einen Moment verlasse, um nach meiner Frau zu schauen? Ein Anderer, Beneidenswerther, wird Ihnen inzwischen Gesellschaft leisten."

„Gehen Sie nur", erwiderte die junge Dame, „hoffentlich hat sie sich noch nicht in ihr Zimmer zurückgezogen."

Landois blickte suchend um sich, um einen würdigen Stellvertreter zu finden, und dabei begegnete er dem bittenden Blick Raoul Révin's. Es war das gerade kein hervorragender Tänzer, aber ein ritterlicher Mann und guter Gesellschafter, der nichts sehnlicher zu wünschen schien, als mit Antoinette zu sprechen. Ein Zeichen mit dem Kopf, ein kurzer Gruß, eine höfliche Handbewegung, und der Tausch hatte sich vollzogen. Nur Yolande, die ihren Poeten triumphirend hinter sich herzog, schien denselben wahrgenommen zu haben.

„Mein Fräulein", hob Révin zu sprechen an, nachdem er Antoinette zu Tische geführt und sie mit Speise und Trank versehen hatte, während seine Collegen den übrigen Damen gegenüber ein Gleiches zu thun im Begriffe waren. „Sie werden vielleicht erstaunt darob sein, daß ich so sichtlich danach strebte, heute Abend mit Ihnen sprechen zu können. Ich habe lange gezögert, und erst, als ich hörte, daß Villoré einige Tage abwesend sein würde, wagte ich . . ."

Antoinette erröthete. Was bedeutete diese Einleitung?

Révin wurde sich seiner Ungeschicklichkeit bewußt und fuhr fort:

„Schon vor einigen Monaten habe ich im Gespräch mit Landry einen Gegenstand berührt, der mir immer mehr am Herzen liegt, und da wollte ich seinen Rath einholen . . . Ich dachte nun, daß Sie in seiner Abwesenheit . . ."

Sie blickte ihn immer mehr erstaunt, ja sogar ein wenig erzürnt an.

„Ich verwickele mich in meinen eigenen Worten", sprach er nun lächelnd. „Es wird besser sein, wenn ich mich keinerlei Umschreibungen bediene; denn ich bin kein Redner. Die Sache ist einfach die: Ich bedarf eines guten Rathes, wage ihn aber nicht von älteren Leuten zu verlangen; denn deren Antwort könnte vielleicht mit meinen Wünschen nicht im Einklange sein . . ."

„Man soll Ihnen also rathen, was Sie selbst zu thun wünschen?" fragte Antoinette mit einem feinen Lächeln.

„Ganz natürlich! Man fragt ja nur aus dem Grunde um Rath, um die eigene Meinung bestätigt zu hören", erwiderte Révin, der sich behaglicher zu fühlen begann. „Glauben Sie . . . glauben Sie, daß ich eine sehr große Thorheit begehen würde, wenn ich Fräulein Gallois heirathen wollte?"

Antoinette, die nur mit halbem Ohre zuhörte, horchte mit einem Male auf und sprach:

„Eine sonderbare Frage das! Wie könnte ich Ihnen rathen und unter welchem Rechtstitel?"

„Du lieber Gott, verehrtes Fräulein, wenn Villoré da wäre, so hätte ich gewiß nicht im Traume daran gedacht, Sie mit meinen Plänen und Absichten zu behelligen . . . Und dessenungeachtet würde die Meinung einer Frau, eines vernünftigen, tactvollen, jungen Mädchens, gleich Ihnen, sehr schwer in die Waagschale fallen . . . Landry ist nicht hier; ich aber weiß, welchen Werth er auf Ihre Meinung legt, welche Verehrung er für Sie hegt . . . und deshalb habe auch ich mir die Freiheit genommen . . . Sprechen Sie, mein Fräulein, wäre die Sache gar so schlimm? Sie dürfen sich nicht vor Augen halten, daß die junge Dame völlig mittellos, daß sie kaum jünger ist als ich; vergessen Sie mit einem Worte Alles, was eine aus rein gesellschaftlichen Rücksichten urtheilende Frau an Einwänden ersinnen könnte, und sagen Sie mir rückhaltlos, ob Ihnen eine Verbindung zwischen Fräulein Gallois und mir im beiderseitigen Interesse als wünschenswerth und rathsam erscheint!"

Der junge Mann hatte den rechtschaffenen Blick auf Antoinette geheftet. Sie fühlte plötzlich, zum ersten Male im Leben, die Last der gesellschaftlichen Verantwortung, die Nothwendigkeit der weiblichen Zusammengehörigkeit und einer Menge anderer, recht verwickelter Dinge auf sich ruhen, die mit der glanzvollen Umgebung, in der sie sich befanden, sehr wenig im Einklange standen. Instinctiv suchte sie mit den Blicken das Wesen, dessen Schicksal in diesem flüchtigen Augenblick vielleicht in ihren Händen ruhte.

In einiger Entfernung von ihr entdeckte sie Fräulein Gallois, die in einer schwarzen Tülltoilette, die ihre herrlichen Schultern und tadellos geformten Arme ein wenig erkennen ließ, bescheiden, wie es sich für eine berufsmäßige Beschützerin geziemt, und würdevoll wie ein junges, anmuthiges Mädchen, das sie eigentlich war, das lebhafte Treiben um sich her beobachtete, ohne Neid, ohne Be-

SLUB
Wir führen Wissen.